

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Aus den Kriegstagen 1870-71

Goll, Heinrich

Karlsruhe, 1871

1. Die letzten Tage vor dem Krieg

urn:nbn:de:bsz:31-19368

1. Die letzten Tage vor dem Krieg.

Seit durch die Ereignisse des Sommers 1866 der deutsche Beruf Preußens den Gegnern, die ihn bis dahin als eine Phrase belächeln zu dürfen gemeint, in der bestimmten Gestalt einer leibhaften Thatsache gegenüber und in dem norddeutschen Bunde der Anfang eines deutschen Nationalstaates in's Leben trat, war unser Baden unter allen süddeutschen Staaten der einzige, welcher in einmüthigem Zusammenwirken aller berechtigten Faktoren seines öffentlichen Lebens ehrlich und eifrig auf den Ausbau dieses Nationalstaates und zunächst auf seinen eigenen Eintritt in den neugeschaffenen Bund hinarbeitete. Auch nachdem, hauptsächlich wohl um der eifersüchtigen Empfindlichkeit Frankreichs keinen Vorwand zum Friedensbruch an die Hand zu geben, der von dem Ministerium Mathy angestrebte sofortige Eintritt Badens von der norddeutschen Bundesregierung abgelehnt worden, verharreten Großherzog Friedrich und seine Regierung in unverbrüchlicher Treue auf der Bahn der nationalen Pflichterfüllung, und das nach Mathys allzufrühem Hinscheiden berufene Ministerium Jolly trat die politische Erbschaft seines Vorgängers voll und unverkürzt an. In dieser stets unverholten zu Tage tretenden Gesinnung unseres Hofes und unserer Regierung erblickte das französische Kaiserthum nicht ohne Grund ein Haupthinderniß seines fortwährenden Bestrebens, in

Süddeutschland eine neue Auflage des weiland Rheinbundes in's Leben zu rufen, mittelst dessen es die Hand stets in den deutschen Angelegenheiten haben und die Entwicklung Deutschlands zu einem mächtigen, einheitlich geleiteten Bundesstaate verhindern zu können hoffte. Kein Wunder daher, wenn die französischen Machthaber gegen das kleine deutsche Grenzland eine immer steigende Erbitterung hegten und den Vorsatz faßten, bei sich ergebender Gelegenheit eine exemplarische Rache an demselben auszuüben. Und diese Gelegenheit schien bald gefunden. Nichts findet sich leichter, als ein Vorwand zum Streite, wenn man denselben geflissentlich sucht und zum Friedensbruch unter allen Umständen entschlossen ist.

Jene besonders für die Zeitungsleser so mißliche Zeit, in welcher sich selten etwas Neues zu ereignen pflegt, die sogenannte „todte Jahreszeit“ war eingetreten. Eine völlige politische Windstille hatte sich über Europa hergelagert. Es hatte allen Anschein, als solle das Jahr 1870 sich zu seinen Vorgängern versammeln, ohne der Geschichte eine wichtigere Kunde zu hinterlassen, als daß die Väter des ökumenischen Concils in Rom beschlossen haben, der Papst könne so wenig irren wie der liebe Gott, und man habe ihm daher den gleichen Gehorsam zu erweisen wie diesem. Die völlige Friedlichkeit der politischen Lage schien außer allen Zweifel gestellt und war eben erst noch von dem französischen Minister Olivier ausdrücklich bestätigt worden. Der König von Preußen hatte sich zur Badekur nach Ems begeben, Graf Bismarck pflegte auf seinem Gute Varzin der angegriffenen Gesundheit. Wer Zeitungen las, dem war es nicht unbekannt geblieben, daß dem Erbprinzen Leopold

von Hohenzollern-Sigmaringen die spanische Thronkandidatur angetragen worden sei. Niemand aber dachte, daß diese anscheinend so harmlose Thatsache von den französischen Staatskünstlern zur verhängnißvollen Ursache des größten und blutigsten Krieges aufgestuzt werden würde, den die Weltgeschichte kennt, eines Krieges, welcher Frankreich von seiner eingebildeten Höhe jäh herabstürzen und hart an den Rand des Abgrundes gänzlicher politischer Vernichtung führen sollte.

Maßlose Selbstüberschätzung ist bekanntlich ein Hauptzug im französischen Nationalcharakter. Die Franzosen bilden sich allen Ernstes ein, alle übrigen Nationen ständen tief unter ihnen und es verstehe sich ganz von selbst, daß sie sich gegen dieselben allerlei herausnehmen dürften, was ein ganz unerhörter Frevel sein würde, wenn sich's etwa Deutschland oder Italien gegen Frankreich erlauben wollte. Die Franzosen würden vor Entzündung außer sich gerathen, wenn ein fremdes Volk sich beugehen lassen wollte, sich in ihre Angelegenheiten zu mischen. Sie aber haben sich gewöhnt, es als eine ganz selbstverständliche Sache anzusehen, daß keine Nachbar-nation ihre inneren Einrichtungen verändern dürfe, ohne daß Frankreich die Erlaubniß dazu gebe und vor allen Dingen für sich selbst einen Gewinn davon habe. Wenn Frankreich sich als Preis für die Befreiung und Einigung Italiens Savoyen und Nizza abtreten ließ, so konnte dies in so fern einen Sinn haben, als es den Italienern ohne französischen Beistand schwerlich gelungen sein würde, das österreichische Joch abzuwerfen und einen unabhängigen Nationalstaat zu gründen. Als aber Preußen ohne fremde Hilfe Oesterreich und seine Verbündeten in so unglaublich kurzer Zeit über-

wunden hatte, glaubte Frankreich nun auch die Hand nach deutschem Gebiete ausstrecken und ein Stück unseres linken Rheinufers, wonach ihm von jeher der Sinn gestanden, in die Tasche stecken zu dürfen. Als ihm dies nicht gelang, als König Wilhelm zeigte, daß es ihm Ernst gewesen sei mit seinem Worte, kein deutsches Dorf, keinen deutschen Schornstein an eine fremde Macht abzutreten, da glaubten die eiteln Franzosen, den Sieg Preußens über Oesterreich als eine Beleidigung Frankreichs empfinden zu müssen, als ob keine Nation das Recht hätte, siegreich zu kämpfen, als die französische. Dies bis zur Verrücktheit eitel gewordene Frankreich, an der Niederlage Oesterreichs in keinerlei Weise betheilig, schrie allen Ernstes um Rache für Sadowa!*)

Als die napoleonische Regierung sich von ihrer ersten Bestürzung über die alle Erwartung übertreffende Kriegstüchtigkeit und Sieghaftigkeit Preußens im Sommer 1866 erholt hatte, ging sie auf das eiligste daran, durch Verbesserung der französischen Heereseinrichtungen der zur Zeit unbestreitbaren Ueberlegenheit Preußens wo möglich wieder den Rang abzulaufen. Die preußische allgemeine Wehrpflicht sofort in Frankreich einzubürgern, gelang nicht ganz, doch wurde eine erhebliche Verstärkung der französischen Streitkräfte erzielt. Das durch den mexikanischen Krieg sehr verwahrloste Kriegsmaterial wurde so rasch als möglich ergänzt und durch die mit rastloser Eilfertigkeit betriebene Einführung des

*) Bei Sadowa in Böhmen erfochten bekanntlich die Preußen den entscheidenden Sieg über die Oesterreicher im Krieg von 1866.

Chassepotgewehrs der Infanterie eine Waffe gegeben, mittelst deren man ihr ein bedeutendes Uebergewicht über die preussische zu sichern glaubte. Gleichzeitig war die französische Diplomatie nicht müßig. Während sie einerseits alle Anstrengungen machte, Preußen für eine französische Allianz auf Kosten der Unabhängigkeit Belgiens zu gewinnen, wurde sie anderseits nicht müde, in Wien und an den Höfen Süddeutschlandes gegen Preußen Ränke zu spinnen. Die Berichte, welche der französischen Regierung von ihren Agenten in Süddeutschland zuzingen, haben zur Befestigung und Beschleunigung ihres Entschlusses zum Kriege gegen Preußen wesentlich beigetragen. Mit einer Kurzsichtigkeit und Leichtfertigkeit ohne Beispiel wurden hier die preußenfeindlichen Deklamationen der ultramontanen und republikanischen Parteiblätter als der Ausdruck der wahren Volksmeinung aufgefaßt und dargestellt. So wurde in Paris die Vorstellung erweckt, daß es nur des Erscheinens einer französischen Armee am Rhein bedürfe, um Württemberg, Bayern und Hessen zum Bündniß mit Frankreich oder doch mindestens zur Neutralität, zum unthätigen, schadenfrohen Zusehen im Kriege zwischen Frankreich und Preußen zu bestimmen. Daß seit den Tagen des Rheinbundes und zumal während des letzten Jahrzehnts das deutsche Nationalgefühl, Dank der Thätigkeit der nationalen Partei in Vereinen und in der Presse, mächtig erstarkt und in allen Schichten der Bevölkerung verbreitet war, daß, aller inneren Zerwürfnisse und Parteiungen ungeachtet im Fall einer auswärtigen Kriegsbedrohung das ganze Deutsche Volk wie ein Mann sich erheben und einmüthig zusammenstehen werde, das war dem zweifelhaften Scharfblick jener Herren entgangen.

Unser Baden aber, wo die französischen Verlockungs- und Einschüchterungsversuche von vorn herein sich als völlig fruchtlos erwiesen hatten, für seine standhafte Vaterlandstreue in einer Weise büßen zu lassen, von welcher die Geschichte der französischen Kriegführung nur allzu zahlreiche Beispiele aufweist, war längst beschlossene Sache. Um einen Vorwand hierzu konnte eine Regierung wie die französische nicht verlegen sein. Als solcher sollte eine Lüge dienen, die, obschon stets auf das bündigste widerlegt, in der französischen Regierungspresse von Zeit zu Zeit immer wieder neu aufgewärmt wurde. Bekanntlich wurde am 11. Dezember 1868 in Petersburg eine Uebereinkunft zwischen allen daselbst vertretenen europäischen Staaten abgeschlossen, durch welche die Anwendung explodirender Flintenkugeln im Kriege für alle Zeit untersagt wurde. Dieser Uebereinkunft war das Großherzogthum Baden einen Monat später, am 11. Januar 1869, beigetreten. Nach diplomatischem Brauche wurde jede der beteiligten Regierungen, also auch die französische, von diesem Beitritt in Kenntniß gesetzt. Nichts desto weniger wurde französischer Seits schon während des Jahrs 1869 zu wiederholten Malen behauptet: Baden allein von allen europäischen Staaten sei der Petersburger Uebereinkunft nicht beigetreten, Baden allein wolle sich im Kriege explodirender Flintenkugeln bedienen. Der Zweck dieser wider besseres Wissen hartnäckig festgehaltenen Lüge sollte bald genug zu Tage treten. Es erhellt auch hieraus, wie geraume Zeit schon die napoleonische Regierung sich mit dem Plane trug, Preußen mit Krieg zu überziehen, die Neugestaltung Deutschlands im Entstehen zu verhindern und an Baden ein Beispiel zu statuiren, das andere deutsche

Kleinstaaten von dem Verharren auf dem Wege nationaler Pflichterfüllung ein für allemal gründlich abschrecken sollte.

Die Art aber, wie der Krieg endlich eingefädelt wurde, war der würdelosen Regierung eines sittlich verwilderten Volkes völlig entsprechend.

Noch am 30. Juni, als der Krieg gegen Preußen längst beschlossene Sache war, hatte der französische Minister Olivier im Gesetzgebenden Körper erklärt, der Friede sei der kaiserlichen Regierung zu keiner Zeit so gesichert erschienen wie eben jetzt; wohin sie auch ihre Blicke richte, sehe sie keine aufregende Frage. Wenige Tage später, am 4. Juli, erfolgten französischer Seits die ersten Schritte zur diplomatischen Einleitung des Krieges. Der französische Geschäftsträger in Berlin sprach im Ministerium des Auswärtigen, der Minister Herzog v. Gramont in Paris dem norddeutschen Botschafter Frhrn. v. Werther von einem peinlichen Eindruck, den die Annahme der spanischen Thronkandidatur von Seiten des Erbprinzen Leopold von Hohenzollern in Paris gemacht habe — eine Angelegenheit, die lediglich eine Sache zwischen diesem Prinzen und den Spaniern war und die preussische Regierung eben so wenig anging wie die französische. Am folgenden Tag, den 5. Juli, mußte einer der napoleonischen Mamelucken — wie man die dem kaiserlichen Regiment unbedingt ergebenden Abgeordneten spottweise nannte — im Gesetzgebenden Körper eine Interpellation über die spanische Thronfrage einbringen, um dem Herzog von Gramont Gelegenheit zu geben, Tags darauf unter dem Beifallsjubel der Mehrheit des Hauses eine so drohende und verletzende Sprache gegen Preußen zu führen, daß

jedem Einsichtigen sofort klar war, die französische Regierung wolle Krieg um jeden Preis, gleichviel unter welchem Vorwand. Der Prinz von Hohenzollern, der, sehr unähnlich seinem nahen Verwandten auf dem französischen Thron*), lieber auf eine Krone verzichten als Blut und Leben seiner Landsleute auf's Spiel gesetzt wissen wollte, beeilte sich nun zwar, dem ihm gegen seinen Wunsch fast aufgedrungenen Anrecht auf die spanische Königswürde zu entsagen (12. Juli), und somit war der bei den Haaren herbeigezogene Kriegsvorwand zu nichte geworden. Einen Augenblick lang glaubten die Friedensfreunde wieder aufathmen zu dürfen, allein es zeigte sich sofort, wie wenig eine von Gewissenskrüppeln nicht beirrte Regierung, die eine gefügige Volks-

*) Prinz Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen ist ein Enkel der verstorbenen Großherzogin Stephanie von Baden, bekanntlich einer Adoptivtochter Napoleons I. und Nichte seiner ersten Gemahlin Josephine; außerdem ist er noch dem Hause Bonaparte verschwägert durch die Heirath seiner Vaterschwester Prinzessin Friederike mit einem Enkel des Königs Murat von Neapel. Seine Blutsverwandtschaft mit Napoleon III. ist also jedenfalls eine ungleich nähere als jene mit dem in Preußen regierenden Hause, zwischen welchem und der süddeutschen Linie Hohenzollern durch mehrere Jahrhunderte hindurch keine Verschwägerung stattgefunden hat. Dieser Umstand paßte aber freilich nicht in den Kram der französischen Regierung bei der Anzettelung des Streites mit Preußen, weshalb auch der Herzog von Gramont ausdrücklich verlangte, in dem Brief König Wilhelms dürfe des verwandtschaftlichen Verhältnisses des Prinzen Leopold zu dem Kaiser Napoleon bei Leibe mit keiner Silbe erwähnt werden. Denn dieser Brief sollte natürlich gedruckt werden, um den eiteln Franzosen zu zeigen, wie sehr sich der König von Preußen vor ihrem Kaiser fürchte. Daß er aber ungeschrieben blieb, das sollte Deutschland mit Feuer und Schwert büßen.

vertretung zur Seite, ein vermeintlich unüberwindliches Herr und eine eitle, ruhmfüchtige Bevölkerung hinter sich hat, um einen Unlaß zum Streite verlegen ist. Der inzwischen mit dem Auftrag, den greisen Monarchen nöthigenfalls durch ungezogene Begegnung zu reizen, zu König Wilhelm nach Ems gereiste französische Botschafter Benedetti mußte im Namen seiner Regierung das völlig Unmögliche fordern. Der König sollte sich förmlich verpflichten, daß der Erbprinz von Hohenzollern, der als mündiger Mann Herr seines Willens und an die Königliche Zustimmung in keiner Weise gebunden war, nicht etwa noch einmal spanischer Thronkandidat werde. Um das Maß der Unverschämtheit voll zu machen, wurde am gleichen Tag in Paris dem preussischen Botschafter v. Werther von dem französischen Minister die Forderung ausgesprochen, sein Königlicher Gebieter solle dem Kaiser Napoleon eigenhändig schriftlich abbitten, daß er zugegeben hatte, was er gar nicht verbieten konnte. Nun lag es für Jedermann klar am Tage: Frankreich wollte Krieg, Krieg unter allen Umständen, und hätte König Wilhelm sich zu dem Unmöglichen verstehen, auf jenes schimpfliche Ansinnen eingehen wollen, so würde man in Paris alsbald einen neuen Kriegsvorwand in Bereitschaft gehabt haben, mit neuen, schamloseren Zumuthungen hervorgetreten sein. Benedetti, von dem König gastlich empfangen und durch ihn selbst von dem freiwilligen Rücktritt des Prinzen Leopold am Morgen des 13. in Kenntniß gesetzt, vergalt die herablassende Freundlichkeit des greisen Monarchen mit anmaßender Zudringlichkeit. Auf die, wie der König glaubte, die Streitfrage erledigende Nachricht mit der genannten neuen Forderung hervortretend, kam er

trotz entschiedener Ablehnung immer dringender auf dieselbe zurück und verlangte Nachmittags eine abermalige Audienz zu keinem andern Zweck, als dieselbe nochmals zu wiederholen. Sie wurde verweigert mit dem Bemerkten, daß der König dem Botschafter nichts weiter zu sagen habe. Hierin ersah die durch Prinz Leopolds freiwillige Entfagung in einige Verlegenheit gerathene französische Regierung den erwünschten neuen Vorwand zum Friedensbruch. Am 15. verlas Ollivier im Gesetzgebenden Körper, Gramont im Senat eine stark gefälschte Darstellung der abgebrochenen Unterhandlungen welche mit der Mittheilung endigte, daß der Krieg gegen Preußen beschlossen sei. In beiden Häusern wurde diese Erklärung mit endlosem Beifallsgeschrei begrüßt. Die wenigen Stimmen, die sich gegen den Krieg aussprachen, wie Thiers und Jules Favre, wurden überschrien. Am Abend des gleichen Tages noch bewilligte der Gesetzgebende Körper sämtliche von der Regierung zum Zweck des Krieges gestellten Forderungen.

In der preussischen Hauptstadt war man weit entfernt, den Stand der Dinge für so ernst anzusehen. Am 11. Juli wurde im Ministerrathe über die Frage verhandelt, ob auf die Alarmnachrichten aus Paris hin Kriegsvorbereitungen zu treffen seien. Es wurde beschlossen, damit noch zuzuwarten, um nicht den von der französischen Regierung vom Zaun gebrochenen Konflikt durch voreiliges Rüsten unnöthig zu verschärfen. Daß man in Paris dahin gekommen sei, den Krieg um jeden Preis zu wollen, davon war keine Ahnung vorhanden. Selbst Graf Bismarck, der auf dem Weg nach Ems zu dem König war, wollte auf die Nachricht von der Entfagung des Erbprinzen von Hohenzollern wieder nach

Barzin umkehren, und General v. Moltke glaubte noch am 13. einigen seiner Generalstabsoffiziere unbedenklich Urlaub ertheilen zu können, bis die Nachrichten vom 15. keinen Zweifel mehr über den wahren Stand der Sache übrig ließen.

Die Kunde, daß der Krieg mit Frankreich unvermeidlich geworden, wurde in ganz Deutschland in einer Weise aufgenommen, welche die innere Tüchtigkeit und die politische Reife unserer Nation in das glänzendste Licht stellte. Gleichweit entfernt von prahlerischem Uebermuth wie von feigem Kleinmuth fügte man sich in das Unabwendbare mit dem festen Entschluß, die Pflicht gegen das Vaterland in ihrem ganzen Umfang zu erfüllen, mit zuversichtlichem Vertrauen in die Gerechtigkeit der deutschen Sache und in Preußens bewährten Führerberuf. Einmüthig zumal in freudiger Kampfbegeisterung erhob sich die deutsche Jugend und drängte sich zum vaterländischen Waffendienst. Hatte doch die dumpfe Kriegsbesorgniß gleich einer lähmenden Gewitterschwüle auf allen Gemüthern, auf Deutschlands und Europa's Handel und Wandel gelastet, alles Vertrauen in die Festigkeit der öffentlichen Zustände in erstickendem Druck darniederhaltend, seit es dem verzweifeltsten Abenteurer Bonaparte gelungen war, durch Verrath und Gewalt sich des französischen Kaiserthrons zu bemächtigen! War dies doch ein Zustand gewesen, der, je länger dauernd, desto unerträglicher empfunden wurde, und selbst die Friedfertigen begrüßten den wirklichen Eintritt des lange schon als unvermeidlich Geahnten, wie man auch die unerfreuliche Entscheidung nach einem Zeitraum voll peinlicher Ungewißheit, wie man nach langwieriger drückender Schwüle den ersten Donner Schlag begrüßt.

Und als Kampfspreis erblickte man ja am Ziele, was seit lange der Gegenstand unstillbarer Sehnsucht unserer Besten gewesen: die Einheit und Größe des deutschen Vaterlandes! Allgemeine Sympathie wurde der würdigen, festen Haltung König Wilhelms zu Theil. In ihr wie in den spätern königlichen Ansprachen und Erlassen, so fern dem Tone prahlerischer Ueberhebung, so schlicht und ehrlich, so frei von allem hohlen Phrasenthum, so mannhafte Entschlossenheit athmend zur thatkräftigen Durchführung der guten vaterländischen Sache, spiegelte sich gleichsam der Geist wieder, in dem die deutsche Nation an diesen Kampf um ihr Sein und Nichtsein mit dem übermüthigsten aller Völker herantrat. Auf seiner Fahrt von Ems nach Berlin (15. Juli) wurde der König auf allen Halteplätzen von der zahlreich harrenden Bevölkerung mit jubelnder Begeisterung empfangen, besonders aber in Berlin selbst, wo die enthusiastische Menge inmitten ihrer stürmischen Erregung ihr Verständniß des bedeutungsvollen Augenblicks mit bemerkenswerthem Takte kund gab, indem sie auf die Erinnerung, daß der König zu wichtiger Berathung der Ruhe und Stille bedürfe, sich sofort geräuschlos aus der Umgegend des Schlosses zurückzog.

Schlag auf Schlag folgten sich nun die Ereignisse und entsprechenden Maßnahmen. Am 16. Juli wurde die Mobilmachung des norddeutschen Bundesheeres angeordnet. Am gleichen Tage trat der Bundesrath zusammen, erklärte sich einverstanden mit allen bisherigen Schritten des Bundespräsidiums, einstimmig der Erklärung des sächsischen Bevollmächtigten beitreten: „Frankreich will den Krieg. Möge derselbe denn möglichst schnell und kräftig geführt werden.“ In derselben

Sitzung erging das Verbot der Ausfuhr von Waffen und sonstigem Kriegsbedarf. Am 19. trat der Reichstag zusammen und wurde vom König mit folgender Thronrede eröffnet:

„Geehrte Herren vom Reichstage des Norddeutschen Bundes!

Als Ich Sie bei Ihrem letzten Zusammentreten an dieser Stelle im Namen der verbündeten Regierungen willkommen hieß, durfte Ich es mit freudigem Danke bezeugen, daß Meinem aufrichtigen Streben, den Wünschen der Völker und den Bedürfnissen der Zivilisation durch Verhütung jeder Störung des Friedens zu entsprechen, der Erfolg unter Gottes Beistand nicht gefehlt habe.

Wenn nichts desto weniger Kriegsdrohung und Kriegsgefahr den verbündeten Regierungen die Pflicht auferlegt haben, Sie zu einer außerordentlichen Session zu berufen, so wird in Ihnen wie in Uns die Ueberzeugung lebendig sein, daß der Norddeutsche Bund die deutsche Volkskraft nicht zur Gefährdung, sondern zu einer starken Stütze des allgemeinen Friedens auszubilden bemüht war und daß, wenn Wir gegenwärtig diese Volkskraft zum Schutze Unserer Unabhängigkeit aufrufen, Wir nur dem Gebote der Ehre und der Pflicht gehorchen.

Die spanische Thronkandidatur eines deutschen Prinzen, deren Aufstellung und Beseitigung die verbündeten Regierungen gleich fern standen und die für den Norddeutschen Bund nur in sofern von Interesse war, als die Regierung jener Uns befreundeten Nation daran die Hoffnung zu knüpfen schien, einem vielgeprüften Lande die Bürgschaften einer geordneten und friedlieben-

den Regierung zu gewinnen, hat dem Gouvernement des Kaisers der Franzosen den Vorwand geboten, in einer dem diplomatischen Verkehre seit langer Zeit unbekannten Weise den Kriegsfall zu stellen und denselben, auch nach Beseitigung jenes Vorwandes, mit jener Geringschätzung des Anrechtes der Völker auf die Segnungen des Friedens festzuhalten, von welcher die Geschichte früherer Beherrscher Frankreichs analoge Beispiele bietet.

Hat Deutschland derartige Vergewaltigungen seines Rechts und seiner Ehre in früheren Jahrhunderten schweigend ertragen, so ertrug es sie nur, weil es in seiner Zerrissenheit nicht wußte, wie stark es war. Heut, wo das Band geistiger und rechtlicher Einigung, welches die Befreiungskriege zu knüpfen begannen, die deutschen Stämme je länger, desto inniger verbindet; heut, wo Deutschlands Rüstung dem Feinde keine Deffnung mehr bietet, trägt Deutschland in sich selbst den Willen und die Kraft der Abwehr erneuter französischer Gewaltthat.

Es ist keine Ueberhebung, welche Wir diese Worte in den Mund legt. Die verbündeten Regierungen, wie Ich Selbst, Wir handeln in dem vollen Bewußtsein, daß Sieg und Niederlage in der Hand des Lenkers der Schlachten ruhen. Wir haben mit klarem Blicke die Verantwortlichkeit ermessen, welche vor den Gerichten Gottes und der Menschen Den trifft, der zwei große und friedliebende Völker im Herzen Europa's zu verheerenden Kriegen treibt.

Das deutsche, wie das französische Volk, Beide die Segnungen christlicher Gesittung und steigenden Wohlstandes gleichmäßig genießend und begehrend, sind zu

einem heilsameren Wettkampfe berufen, als zu dem blutigen der Waffen.

Doch die Machthaber Frankreichs haben es verstanden, das wohlberechtigte, aber reizbare Selbstgefühl unseres großen Nachbarvolkes durch berechnete Misleitung für persönliche Interessen und Leidenschaften auszubenten.

Je mehr die verbündeten Regierungen sich bewusst sind, Alles, was Ehre und Würde gestatten, gethan zu haben, um Europa die Segnungen des Friedens zu bewahren, und je unzweideutiger es vor Aller Augen liegt, daß man Uns das Schwert in die Hand gezwungen hat, mit um so größerer Zuversicht wenden Wir Uns, gestützt auf den einmüthigen Willen der deutschen Regierungen des Südens wie des Nordens, an die Vaterlandsliebe und Opferfreudigkeit des deutschen Volkes mit dem Aufrufe zur Vertheidigung seiner Ehre und seiner Unabhängigkeit.

Wir werden nach dem Beispiele Unserer Väter für Unsere Freiheit und für Unser Recht gegen die Gewaltthat fremder Eroberer kämpfen und in diesem Kampf, in dem Wir kein anderes Ziel verfolgen, als den Frieden Europa's dauernd zu sichern, wird Gott mit Uns sein, wie er mit Unsern Vätern war."

Diese so schlichte als inhaltsschwere, kraft- und würdevolle königliche Ansprache, vom gewaltigsten Eindruck auf die Versammlung wie auf die gesammte Nation, welcher der Telegraph sie innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden übermittelte, erregte einen Sturm der Begeisterung. Während nach dem Gröffnungsakt der greise Herrscher, wie alljährlich an diesem Todestage seiner Mutter, der unvergeßlichen Königin Luise, in der

Grufte zu Charlottenburg am Sarge der erhabenen Duldlerin in Gebet und frommer Betrachtung verweilte, übergab der Geschäftsträger le Sourd dem Bundeskanzler die französische Kriegserklärung, die von demselben am gleichen Nachmittag zur Kenntniß des Reichstags gebracht wurde. Am nämlichen Tage rief der König das von seinem Vater Friedrich Wilhelm III. 1813 gestiftete Ehrenzeichen des eisernen Kreuzes für den bevorstehenden Krieg auf's Neue ins Leben. Am 20. wurde die königliche Thronrede vom Reichstag in einer entsprechenden Adresse beantwortet, worauf die Versammlung an diesem und dem folgenden Tage die obliegenden Geschäfte erledigte. Wie sehr die Volksvertretung des Norddeutschen Bundes von der Bedeutung dieses Augenblicks durchdrungen war, bethätigte sie in denkwürdiger Weise, indem sie die vom Bundespräsidium gestellte Kreditforderung von 120 Millionen Thalern für den bevorstehenden Krieg in dreimaliger Lesung des betreffenden Gesetzes ohne jede Erörterung mit Stimmeneinhelligkeit bewilligte.

Während inzwischen die Kriegsvorbereitung ihren raschen und geordneten Fortgang nahm, gab sich in allen Kreisen der deutschen Bevölkerung ein erhebender Wettstreit in Bethätigung begeisterter Hingabe an die vaterländische Sache kund. Deutsche Einwohner Nordamerikas, Rußlands und anderer fernen Länder beeilten sich, ihrer vaterlandstreuen Gesinnung enthusiastischer Ausdruck zu geben. Bedeutende Geldsummen wurden für vaterländische Zwecke zur Verfügung gestellt, namhafte Preise für tapfere Thaten, wie Erbeutung feindlicher Fahnen, Geschütze und dergl. von Einzelnen in großer Anzahl ausgesetzt. Die Hörsäle der

Hochschulen, die obern Klassen der mittlern Lehranstalten leerten sich gänzlich und mußten geschlossen werden, weil die Schüler sammt und sonders zu den Fahnen eilten. Wen die Pflicht nicht rief, der stellte sich freiwillig zum Waffendienste. Junge Kaufleute und Industrielle, zum Theil mit Opferung einträglicher, gesicherter Stellungen, strömten in großer Zahl aus der Fremde herbei und traten in das vaterländische Heer. Auswanderer, bereits eingeschifft, kehrten auf die Nachricht von dem ausbrechenden Kriege heim, um gegen die Franzosen mitzukämpfen. Ausreißer sogar, die in Frankreich Dienst genommen, stahlen sich in die Heimath zurück und stellten sich der gesetzlichen Strafe, um nur nicht gegen ihr Vaterland fechten zu müssen. Selbst das Kindesalter wurde von der Kriegsbegeisterung ergriffen und mit Nührung und Ergöhen zumal wurde die Kunde vernommen, wie in einem preussischen Eisenbahnzug, der eine Reserveabtheilung dem Rheine zuführte, eine Anzahl kleiner Jungen von 10 bis 14 Jahren sich unter die Sitze versteckt hatte, um sich so mit nach dem Kriegsschauplatz zu schmuggeln. Einmal dort angelangt — so hofften sie — würde man sie nicht mehr von dannen weisen.

Am 21. Juli schrieb König Wilhelm einen außerordentlichen allgemeinen Betttag aus, und bestimmte zugleich, daß während der Dauer des Krieges in allen öffentlichen Gottesdiensten dafür besonders gebetet werde, „daß Gott in diesem Kampfe uns zum Siege führe, daß Er uns Gnade gebe, auch gegen unsere Feinde uns als Christen zu verhalten, und daß Er uns zu einem die Ehre und Unabhängigkeit Deutschlands dauernd verbürgenden Frieden in Gnaden gelangen lasse.“ Und am

25. erging aus Berlin folgender denkwürdige königliche Erlaß: „Aus allen Stämmen des deutschen Vaterlandes, aus allen Kreisen des deutschen Volkes, selbst von jenseits des Meeres sind Mir aus Anlaß des bevorstehenden Kampfes für die Ehre und Unabhängigkeit Deutschlands von Gemeinden und Korporationen, von Vereinen und Privatpersonen so zahlreiche Kundgebungen der Hingebung und Opferfreudigkeit für das gemeinsame Vaterland zugegangen, daß es Mir ein unabweisliches Bedürfniß ist, diesen Einfluß des deutschen Geistes öffentlich zu bezeugen und dem Ausdruck Meines königlichen Dankes die Versicherung hinzuzufügen, daß Ich dem deutschen Volke Treue um Treue entgegenbringe und unwandelbar halten werde. Die Liebe zu dem gemeinsamen Vaterlande, die einmüthige Erhebung der deutschen Stämme und ihrer Fürsten hat alle Unterschiede und Gegensätze in sich beschloffen und versöhnt, und einig, wie kaum jemals zuvor, darf Deutschland in seiner Einmüthigkeit, wie in seinem Recht, die Bürgschaft finden, daß der Krieg ihm den dauernden Frieden bringen und daß aus der blutigen Saat eine von Gott gesegnete Ernte deutscher Freiheit und Einigkeit sprießen werde.“

2. Die süddeutschen Staaten. Badens Lage und Haltung.

Hatte die französische Regierung im Vertrauen auf die wahrheitswidrigen Berichte ihrer unfähigen Agenten bis zum letzten Augenblick darauf gerechnet, die süd-